

Gang im Nebel

Im November legen sich hier im Odenwald Nebel über das Tal und steigen hoch an die Gipfel. Das Wandern im Nebel ist sonderbar. Die Feuchtigkeit durchzieht auch die Erde; man tritt auf nassen, matschigen Boden, sinkt ein in die braune Masse. Alles ist getaucht in graue Schattierungen, die alle Dinge weicher scheinen lassen: die Buchen mit den teils noch beblätterten Zweigen, die Steine auf dem Weg, den Verlauf des Weges selbst, der sich einige Meter vor mir allmählich verhüllt. Bei genauerem Betrachten – was nur gelingt, wenn ich stehen bleibe – sehe ich die feinen Linien, die alle Gegenstände voneinander abgrenzen. Dabei tritt die räumliche Wirkung zurück, alles wirkt sanft gezeichnet und flächig. Die dichte Stimmung, die vom Wald nun ausgeht, ist gedämpft, aber zur selben Zeit erfährt man durch die wässrige Stille eine erhöhte Aufmerksamkeit. Während ich im sommerlich-grünenden Wald, besonders bei Sonnenschein, entweder ganz draußen oder ganz im Inneren bin, vermischen sich jetzt Innen und Außen.

Sobald ich den Nebel selbst versuche, ins Auge zu fassen, weicht er zurück – er ist überall, aber ich vermag mich ihm nicht zu nähern.

Mir ist, als schreite ich durch ein Bild. Ein Bild dessen, wie wir unser Schicksal erleben. Gerade in Zeiten der Unsicherheit, der offenen Entscheidungen, wo wir Altes zurücklassen und das Neue noch im Dunkeln wartet, kann man das Gefühl haben: Schritt für Schritt bewege ich mich auf eine weder transparente noch gänzlich dichte Wand zu, die zwar ahnen lässt, aber nicht wirklich wissen.

Der Schicksalsnebel ist die Situation, in der ich nur so weit sehe, dass weder Horizont noch nächste Wegbiegung erkennbar sind. Ich setze einen Fuß vor den anderen, und wenn ich meine Phantasie zu sehr spielen lasse, wird mir unheimlich zumute. Der Nebel verkürzt meinen Ausblick, die Planbarkeit und Berechenbarkeit der Wegstrecke. Er wirft mich auf mich zurück und den kleinen Sichtraum, in dem Details weich aufscheinen. Nur noch Gegenwart spricht – ich verweile in der Schweben des Seins.

Ein Schönes ist, dass es eben nicht nur um das Sehen geht, den kognitivsten und damit äußerlichsten aller Sinne: Ich höre auch ganz anders, indem die Stille sich verdichtet. Und so habe ich dann auf meinem Spaziergang ein mir völlig neues Geräusch entdeckt: das Fallen von Lärchennadeln auf halbtrockenes Herbstlaub von Buchen und Eichen. Ein leises, zartes Rieseln. Auch hierzu musste ich stehen bleiben. Es klingt verheißungsvoll.

Lydia Fehner